

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 253.

Freitag, 29. Oktober

1926.

(17. Fortsetzung.)

Die zwölf Nächte.

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

Die unbekannten Gauner? Wußte man denn nicht, daß eine Dina Reimers und Kitty Wood zu ihnen gehörten? Doch die schöne Frau mit dem Lebersfleisch war wieder in dem Nichts verschwunden, aus dem sie flüchtig wie ein greller Sonnenstrahl ausgetaucht. Und Kitty Wood — zwar die Verwandte McCleans, der auf Begehrungen nur versichern konnte, Kitty sei unverantwortlich dumm — war wiederum unauffindbar verschwunden wie seit ihrer Kündigung bei Professor Molinar. Wahrscheinlich war Dina Reimers mit ihr ins Ausland geflohen oder . . . man rief in allen Kliniken und Irrenanstalten an — nein, es war keine Kitty Wood dort abgezeigt worden.

Doch diese und ähnliche Grörterungen gingen unter in dem Schimpfen der düpierten Beamten, in dem Wutgeheul der bedrohten Besitzenden und ihrer Presse und in dem schallenden Gelächter der breiten Masse des Publikums.

Nur einer blieb ruhig, verlor den Kopf nicht.

Was man sich auf der Straße zuriess: „Die Dame mit dem Lebersfleisch hat sich absichtlich einsperren lassen, damit ihre Freunde über Holzriegel spotten konnten!“ versuchte er, methodisch festzulegen.

Zunächst fragte er den Beamten in der Gefangenanstalt gründlichst aus, mit der Uhr in der Hand. „Hm, also Sie bleiben dabei, daß das Licht ziemlich genau nur 30 Sekunden lang versagte? Und dann beobachteten Sie erst links, dann rechts ein Flämmchen? Vielleicht zehn Sekunden vorher ein anderes Flämmchen bei der Eingangstür?“

Der Beamte beärmte sich jetzt ziemlich genau. Er hatte nach Entdeckung der beschriebenen Ungeheuerlichkeit keine ruhige Minute mehr gehabt, sich den Kopf zerbrochen und — das Schreckgespenst einer schmähslichen Dienstentlassung vor Augen — nachgerechnet, gegrübelt und herausgefunden, daß die vielen tausend anderen Anstalts- und Polizeibeamten Deutschlands bestimmt ebenfalls die Feuerwehr alarmiert hätten.

Dr. Binger nickte zustimmend.

„Die Befreier und die Befreiten rechneten mit Ihrer Aufmerksamkeit, Zuverlässigkeit und Entschlussfähigkeit. Standen Sie am Telephon, so war der Gang hinter Ihnen für sie frei. Nun werde ich nur noch eines feststellen und zwar: Wußten die beiden Frauen, daß man sie holen würde, oder kam ihnen die Befreiung überraschend?“

Der Wachtmeister starrte ihn an.

„Das ist mir zuviel Nebus, Herr Doktor . . .“

Dr. Binger zuckte lächelnd die Achseln und schritt Gänge, Treppen, sogar das Innere der beiden in Frage kommenden Zellen mehrmals ab. In verschiedener Gangart, stets die goldene, präzis gearbeitete Schweizer Uhr in der Hand.

Als er wieder vor dem Wachtmeister stand, meinte er: „Wenn Ihre Erinnerung an heute nacht gut ist, wußte Dina Reimers, daß man sie befreien würde. Kitty Wood dagegen wurde schlafend aus der Zelle getragen.“

Der Wachtmeister wischte sich zurück. Doch im Hintergrund stand der Chef der Kriminalpolizei und lächelte.

„Ich habe bisher nur in Kriminalromanen solche Drakelsprüche erlebt, Herr Doktor . . .“

Der andere wurde verlegen.

„Verzeihung, Herr Oberregierungsrat. Aber ich war wirklich bei der Sache, dachte nicht an Reclame.“

„Bitte, bitte. Meine Worte sollten nur ein Lob ausdrücken. Was halten Sie übrigens von dem verbrannten und geschmolzenen Auto der schönen Dina? Ich habe diese Dame zwar nicht gesehen, aber man sagte mir, daß besonders Sie über ihre Flucht betrübt seien.“

„Das Auto?“ Dr. Binger brannte sich ruhig eine Zigarette an, als die Herren auf die Straße traten. Er wußte, daß man sich in manchen Abteilungen des Polizeiamts heimlich über ihn lustig mache. „Die Gummireisen sind nicht verschwunden . . .“

„Weil die Gauner sie nicht verschwinden lassen konnten!“

„Ich wage, wiederum zu widersprechen. Weil sie wollen, daß die Kriminalpolizei die nächsten Inhaftierten hinter Gummiringen sicher glaubt.“

Das Gesicht des Oberregierungsrats rötete sich vor Unmut.

20. Kapitel.

Vorbereitungen zum großen Schlag.

Längst waren dem jungen ungarischen Polizisten die fürwitzigen Teufelchen in der Alchimistenwerkstatt des Professors Molinar wieder eingefallen, die aus dem Glaskolben hüpfend ihren Weg durch eine dicke Tischplatte gefunden hatten.

War seine Beobachtung Zufall?

Er war kein Chemiker, aber er wußte, daß es Säuren und Stoffe gab, die keine Hindernisse kannten, die Eisen wie Watte zerstören, die sich wohl auch durch Holz blitzschnell durchfräsen.

Mußte Professor Molinar bloß deshalb in Verbindung mit den Dieben der zwölf Nächte stehen, weil in seinem Laboratorium teuflische Chemikalien Löcher in Holz gesprengt hatten?

Längst hätte Dr. Binger wieder in Budapest sein sollen. Personen hatte er telegraphisch Nachurlaub eingeholt. Personen, weil . . . in seinem Unterbewußtsein das Plauderstündchen mit einem lieben, blonden, deutschen Mädel lockte.

Sein Unterbewußtsein kannte nur den Ehrgeiz. Zu tief hatte er sich bei der Kriminalpolizei engagiert, war — obwohl persönlich bescheiden — mit der großen Geste aufgetreten: Laßt mich mal machen! Nun konnte er nicht mehr zurück.

Monsieur Lepin, Asbjörn Krag, Herr Yard und all die anderen waren längst abgereist, hatten das Rennen aufgegeben. Der alte Löwe Lecoq hatte bei der Abfahrt dem jungen Ungarn noch zugewinkt: „Man wird telegraphieren . . .“

Dr. Binger verneigte sich tief und ahnte nicht, daß der alte Franzose mit dem „man“ sich selbst meinte.

Er sah sich überhaupt auf sich selbst gestellt und ahnte weiterhin nicht, daß ihm im Hause Molinar längst eine Helferin erstanden war, auf deren Mitwirkung er nie gerechnet.

... waren willen, um ihren
Gegner zu fordern — in das Treppenhaus. Sie bat
ihu, vorsichtig durchs Fenster nach dem Laboratorium
zu blicken.

„Sehen Sie . . . auf dem Stuhl rechts von der
großen Wandtafel . . . der junge Mensch . . . gestern
schon saß er dort . . . Er war einer der beiden Kerle,
die mit Hans Grilner in der ersten Nacht hier ein-
brachen . . .“ Sie atmete hastig.

Dr. Binger blickte angestrengt hinüber.

„Ich habe mir das Gesicht gemerkt“, sagte er endlich.

„In der Diele liegt mein Apparat. Wann ist die
Stunde zu Ende? . . . Um sechs Uhr? Die Beleuchtung
ist noch gut . . . Ich werde mich nachher am Tor
aufstellen.“

Als er in die Diele kam, stieß er auf Mister Meclean,
den Sekretär, der die hübsche Kamera in der Hand wog.

„Hallo, Sir! Kenner, auch Amateur?“

„No“, grinste der lange Engländer. „Kenne jeden
Sport, aber — hol mich der und jener! — mit der
schwarzen Kunst habe ich mich nie abgegeben. Hand
das Ding hier und wollte schon Fräulein Müller fragen,
ob . . .“

So viel Zeit hatte Dr. Binger nicht, um dem lang-
weiligen Menschen zuzuhören. Er nahm sein Eigentum
an sich, und es gelang ihm nachher — im Gebüsch des
Torweges wohlverborgen —, den von Lisa verdächtig-
ten Laboranten bei guter Beleuchtung durch einen
Blattschuh auf den Film zu bannen.

Als er aber nach Einbruch der Dunkelheit in seinem
Hotelzimmer den Film entwickelte, erwies sich gerade
Nummer zwölf als unbelichtet. Die vorhergehenden elf
Aufnahmen dagegen — Familienbad in Wannsee, Monsieur
Lepin, das Polizeipräsidium, die Villa Molinar, eine gewisse junge Dame usw. — kamen mit vorzüg-
lichen Kontrasten im Entwickler.

Dr. Binger schüttelte den Kopf. Erst als er den
Apparat untersuchte, pfiff er durch die Zähne . . .

Der Momentverschluß war kaput. Gerade für die
letzte Aufnahme war eine kleine Feder gesprungen . . .

Er dachte lange nach.

Und als er sehr betont sagte: „Mister Meclean ver-
steht nichts von der schwarzen Kunst, aber Kitty ist seine
Verwandte, also versteht er doch etwas von verschiedenen
Künsten!“ knipste er ohne Rücksicht auf den noch
im Entwickler schwimmenden Film und ohne Rücksicht
auf das Bild einer gewissen jungen Dame das Licht
an, band sich einen frischen Kragen um und ging in die
neueste Revue des Apollotheaters.

Vielleicht war die schöne Frau mit dem Lebendfled-
wieder dort . . .

Er wollte sich unbedingt heute abend amüsieren,
denn er wußte, morgen war ein heißer Tag.

*

Am nächsten Morgen machte sich Dr. Binger schon
früh auf den Weg, um mit dem Kriminalkommissar
Fischer die verschiedenen Neugkeiten zu besprechen. In
erster Linie deutete er seinen Verdacht gegen Professor
Molinar an.

Fischer zuckte die Achseln. „Was wollen Sie. Der
alte Franzose lebt seit 20 Jahren in Deutschland. Er
kam aus Kanada, hat sich dort einen Namen gemacht,
und auch unsere Gelehrten sind des Lobes voll über
dieses chemische Genie. „Molinar hinten, Molinar
vorn.“ Als ob an den deutschen Universitäten nichts
Rechtes gelehrt würde! Und was hat er? Eine Seifen-
fabrik und einen Laborantenkurs.“

„Professor Dr. Kuhn, Ihr Gerichtsarzt, schien eine
etwas höhere Meinung zu haben . . .“

Fischer nickte. „Ich weiß, daß er Sie zu dem Franzosen
gezickt hat. Im Vertrauen gesagt . . . er
blinzelt den jungen Kriminalisten an, . . . Herr Dr.
Kuhn ist nur noch körperlich so elastisch. Die komplizier-
teren Gutachten machen andere. Aber der alte Molinar
hat natürlich auch nichts gefunden?“

„Den Holzspan von der Diele des Beratungszimmers
— es mußte sich meiner Meinung nach ein die Polizei-
hunde verwirrender Geruch daran feststellen lassen —

...“

„Sie, das ist doch die junge Dame, die auch an der
Opiumzigarette nichts Verdächtiges fand?“

„Sie betonen so auffällig.“ Das Gesicht des jungen
Herrn rötete sich. „Besitzen Sie damit eine bestimmte
Ansicht?“

„Nur eine Ansicht. Dass dieses Fräulein Lisa Müller
ausgerechnet Chemikerin ist! Dass sie „außfällig“ in die
Villa Molinar geraten mußte, als Herr Grilner dort
eintraf . . .“

„Sie hatte einen Autounfall. Im übrigen brauchen
Sie mich deutlicher zu werden. Sie stellen die junge
Dame auf dieselbe Stufe mit Clara Ost, Jeanette Duval,
Wieze Maier, mit einem Chauffeur, kurzum mit
Dienstboten im Haushalt der Bestohlenen.“ Dr. Binger
musste an sich halten, um nicht hastig zu werden.

„Sie hat keinem Menschen etwas gesagt, wer die
Diebe waren, hat hauptsächlich die Beteiligung Grüners
verschwiegen.“

„Dafür mögen besondere Gründe vorliegen“, er-
widerte der andere schroff. „Jedenfalls lege ich für
Fräulein Müller die Hand ins Feuer. Sie vergessen
eines: sie zeigte mir gestern durchs Fenster den einen
Komplizen Grüners!“

„Und als Sie ihn photographieren wollten, war der
Apparat kaput . . .“ (Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf Ceylon.

Von Max Nordenbach.

Alle Passagierdampfer nach Ostasien und Australien
laufen Colombo, den Hauptsafen des indischen Paradieses
Ceylon an. Auf der langen Fahrt von den Gestaden des
Mittelmeers bis Schanghai wird wohl kein Platz mit mehr
Sehnsucht erwartet als die Reede dieser Tropenstadt. Wäh-
rend der Sommermonate ist die Fahrt durch das berüchtigte
„Rote Meer“ die reinste Höllenqual. Eine feuchtdrückende
Luft stets über Blutwärme, kein erfrischender Wind und
nachts nicht die geringste Abkühlung. Außer einigen ent-
gegenkommenden Schiffen nichts zu sehen als ein eintöniger,
blaublauer Himmel, ein trüger, blau-grünes Meer und
höchstens vollständig vegetationslose grau-gelbe Küsten-
streifen. Dreimal habe ich daselbe in seiner ganzen Länge
durchfahren und mich überall nach etwas Rotem umge-
sehen, konnte aber nichts in diesem Farbenton entdecken als
die Glutfarbe des Himmels bei Sonnenuntergang. Manche
Schiffe legen für wenige Stunden in Aden an; doch ist außer
den aus vorchristlicher Zeit, man sagt von den Phöniziern,
stammenden Zisterne nichts zu sehen, und jeder Reisende
heile sich, sobald als möglich wieder an Bord zu kommen.
Weiter geht die Fahrt durch das Arabische Meer, je nach der
Jahreszeit mit oder gegen den Monum. Sehr häufig
gehen mächtige Wellen über Bord und zwingen nach Ver-
abreitung eines Sturzbades den Reisenden, seinen bebas-
lichen Deckplatz mit dem Glutofen des Schiffsinnen zu ver-
tauschen. Kein Wunder, wenn Ceylon, die Perle des
Indischen Meeres, so fehlhaft erwartet wird. Obgleich nur
wenige Breitgrade vom Äquator entfernt, besitzt es, von
allen Seiten den Passatwinden ausgesetzt, ein Klima, wie
es in den Tropen nicht gefunden sein kann. Bei eiförmiger
Gestalt von 450 Kilometer Länge und 250 Kilometer größter
Breite, ist die Insel ein Bergland mit Höhen bis 2500 Meter.
Die Küsten, flach und sumpfig, sind bis zur Fluthöhe des
Meeres von dichtester Vegetation bedeckt, deren hohe, stets
im Winde schaukelnde Palmen schon aus großer Ferne den
erwartungsvoll nahenden Fremdling begrüßen.

Colombo, an offener Bucht gelegen, ist ein Kunsthafen
im wahren Sinne des Wortes. Riesige Wellenbrecher haben
die schußbietende Wasserfläche des Hafens dem freien Ozean
abgerungen, der bei Südwest-Monum mit 10 bis 12 Meter
hohen Brandungswogen gegen die Molen heranbraust. In
Zwischenräumen von ½ Minuten stürzen diese Wasserberge
in einer Tiefe von 20 bis 25 Meter ununterbrochen heran,
dem Beobachter so recht vor Augen führend, wie winzig klein
der Mensch im Vergleich zu dieser Ehrfurcht beiseitenden
Naturgewalt erscheint. Bei wirklichem Sturm ist die Ein-
fahrt nicht ohne Gefahr, wenn die Wellentämme des ent-
fesselten Elements bis zur Spitze des Leuchtturms an der
Hafeneinfahrt emporbäumen. Unmittelbar am Hafen ist
Colombo inmitten eines Palmenwaldes aufgebaut. In
zahlreichen Windungen durchzieht ein See, bedeckt und ein-
gefasst von verschwenderisch blühenden Wasserpflanzen, die
äußersten Stadtteile. An seinen Ufern erhebt sich Palme an

schönsten und ausgedehntesten Palmen. Dazu kommen hier so Palmen, die nur an den Berghängen der Karabandas wachsen, welche die Bergwälder, aufwändig dünnschäumigen Palmen. Mit ihren mächtigen, aber doch sterileren Wedeln, bieten sie einen viel reizvollereren Anblick als die einstöckigen Dattelpalmen Ägyptens, die schon so manchen Nordländer enttäuscht haben.

Colombo, eine reine Handelsstadt, wo alles dem Götter Mammon dient, bietet an Sehenswürdigkeiten nicht viel. Vor der Besiegereitung durch die Holländer war es ein unbedeutender Küstenort; daher ist es an monumentalen Bauten arm. Nur ein buddhistischer Tempel ist lebenswert. Besonders in der Marmorfassade haben die einheimischen Bildhauer alles aufgeboten, was indischer Geschmack zu leisten vermochte. Hierliche Säulenbündel tragen mehrfach gebrochene Hufeisenbögen, während der Überbau dicht einengt all das Beiwerk aufweist, das dem buddhistischen und brahminischen Kultus Indiens eigen ist. Die Stufen zum Haupteingang waren von reich schmierigen Händlern dicht besetzt, während in der kleinen Vorhalle zwei Barbiers ihr Geschäft betrieben. Sie bearbeiteten nicht nur das lange Haar ihrer Kunden sondern bereiteten auch mittels vorstielflüchtiger Schabemesser deren Körper von jeder unnötigen Behaarung. Die singhalesischen Männer sind wegen ihrer Frisur eine höchst auffällige Erscheinung. Sie tragen wie Frauen das lange Haar geflochten und auf dem Hinterkopf aufgerollt, dazu einen Schildpattkamm auf dem Scheitel. Bei der ziemlich gleichen Gewandung von Mann und Frau ist es schwer, beide Geschlechter von der Rückseite betrachtet, zu unterscheiden.

Außen diesen sympathischen Landeskindern drängen sich in den Straßen Vertreter fast aller Nationalitäten Indiens, so Hindus und Mohammedaner, Malayen und besonders viele Tamulen von der nahen Festlandküste. Unter den äußerst elastischen und arbeitsfreudigen Singhaleseien ist die Kenntnis des Englischen allgemein verbreitet, weshalb sie sich als Diener, Kutscher, Aufseher und Kleinbändler unentbehrlich gemacht haben. Scharfe Konkurrenten sind ihnen die Tamulen, welche vorwiegend die Zugkraft zu den Rikschas zu stellen scheinen, jenen leichten, zweiräderigen japanischen Droschen, deren man sich gerne bedient, um die nächste Umgebung der Stadt zu besuchen. Hier haben die anständigen Europäer ihre Villen erbaut, von welchen viele auf einen gutgespikten Geldbeutel ihrer Besitzer schließen lassen. Große wohlgepflegte Rasenflächen mit einzelnen Blumenbeeten umgeben das Hauptgebäude, das zum Schutz gegen Sonnenstrahlen von breiten Veranden umschlossen ist. Zur Fernhaltung von Moskitos und sonstigem Ungeziefer ist alles Unterholz beseitigt und nur einige mächtige Palmen und Laubbäume belassen. Vetzere sind in der Regenzeit mit leuchtenden Blüten überzählt, strömen aber dann, wie alle Blumen Ceylons, einen betäubenden Geruch aus. Schnellfüßige, fast nackte Kinder verfolgen das Gefährt des Fremden und bewerben ihn in der Hoffnung auf ein kleines Geldgegenstück mit den farbenprächtigsten Blumen. Es ist erstaunlich, wie ausdauernd die kleinen Geiellen trotz der Hitze laufen können, und bald ist der Fremdling, den sie vom anständigen Europäer genau unterscheiden, in Blüten gebettet in seinem kleinen Wagen. Blumen gibt es in hier so viele, als wäre die Insel nur zur Erzeugung solcher erschaffen.

Wer einigermaßen Zeit hat, versäumt es nicht, auch der alten Hauptstadt des Landes, Kandy, einen Besuch abzustatten. Sie liegt in einer Höhe von 500 Meter mitten in der Insel und wird in vierstündiger Bahnfahrt erreicht. Die erste Hälfte der Zeit fährt man in der Ebene durch markigen, mit dichter tropischer Vegetation bedeckten Boden. Liebliche kleine Seen und hellgrüne Reisfelder gestalten das Landschaftsbild noch abwechslungsreicher. Im Hintergrund die Schluchtenreichen, blauen, dicht bewachsenen Berge, denen der Zug sueilt. In starken Steigungen, bart am Rande tiefer Abgründe und durch zahlreiche kleine Tunnels, schraubt er sich zur Höhe empor. An den Hängen fallen die vielen Kaffeebüsche auf, die in dem toten Lateritboden ein vorzügliches Produkt liefern. Früher waren diese Anpflanzungen bei weitem ausgedehnter. Da brach in den Kaffeeplantagen eine alles zerstörende Krankheit aus und Brasilien drückte mit seinen geringeren, aber billigeren Erzeugnissen die Preise so sehr, daß man in höherem Maßstab zum Anbau von Tee überging. Teeplantagen nehmen heute ein großes Areal der Insel ein und sind von der Bahn aus an allen Berghängen zu beobachten. Abgesehen von dem immer noch unerreichten Erzeugnis Chinas ist dem Ceylontee ein gefährlicher Mitbewerber in den neuzeitlich eingerichteten ausgedehnten Pflanzungen von Darjeeling und Assam am Himalaia und neuerdings in Sumatra und Java entstanden. Kaffee und Tee werden in ähnlicher Weise wie bei uns der Wein angebaut; die terrassenförmigen,

terrassenförmigen Terrassen, die den Boden nicht ausreichend wasserführenden Botanischen Gärten von Kandy aus nehmen. Er ist mehrere Kilometer lang, in stark ansteigendem Gelände, von beiden Seiten von hohen Bergen eingeschlossen. Ganz im Stil eines englischen Parks angelegt, ist der Natur so wenig als nur möglich Gewalt angetan, was den Gesamteindruck nur noch erhöht. Alle Gewächse, in größeren Gruppen zusammengestellt, sollen dem kritischen Auge des Besuchers so erscheinen, wie sie auch in der freien Natur vorkommen. Nur wohlgepflegte Rasenflächen und bequeme Wege unterbrechen zur besseren Übersicht die einzelnen Baum- und Buschgruppen. Alles, was an nützlichen und bemerkenswerten Gewächsen die gesamten Tropen besitzen, ist hier zusammengetragen. Alle Arten von Palmen und Farne, tropischen Obstbäumen und Gewürzsträuchern, China- und Kampferbäume, Gummiananen und Bananenarten sind vertreten sowie eine große Anzahl von Nutzfrüchten, die wir kaum dem Namen nach kennen. Ein wahres Dorado für den Botaniker.

Mit seinem oberen Ende reicht der Park bis an Kandy heran. Es ist ein modernes anmutig gelegenes Gebirgsstädtchen, das als Sommerfrische viel aufgesucht wird und daher gute Hotels besitzt. Die Nächte können hier recht frisch sein. Aus seiner früheren Glanzzeit als Hauptstadt des Singhalesentreiches besitzt es wenig mehr. Seine Hauptsehenswürdigkeit ist der weltbekannte Tempel mit dem größten Heiligtum des Buddhismus, dem Zahn Buddhas.

Architektonisch bietet er wenig. Zum Teil wurde er von portugiesischen Kriegsgefangenen erbaut, welche bei einem verunglückten Zuge gegen Kandy den Sinhaleseien in die Hände gefallen waren. Diese ausammengewürfelten Söldner hatten wenig Lust, das von ihnen verabscheute Heidentum durch einen schönen Bau zu verherrlichen und besaßen zu wenig Kenntnis der dekorativen indischen Kunst, um etwas Bemerkenswertes zu schaffen. Die berühmte Reliquie, der Zahn des „Allerbekanntesten Boddendaten“, wird nur auf Eruchen des britischen Gouverneurs diesem oder anderen fremden Besuchern gezeigt. Im Anschluß daran kann dann auch ein gewöhnlicher Sterblicher dieses Wunder des Glaubens erblicken. Im innersten Raum des Tempels, welcher eine Menge prächtiger, von Edelsteinen strobenden Schmuckstücken besitzt, befinden sich mehrere goldene mit Juwelen überladene Behälter, die fest ineinanderversen. Der Innenraum enthält auf goldener Lotosblume ruhend die heilige Reliquie. Es ist ein eigentümlicher Zahn von halber Daumenlänge für einen Durchschnittsmenschen also etwas reichlich bemessen.

Edelsteine spielen auf Ceylon eine große Rolle. Noch immer werden viele gefunden und auch im Lande geschliffen. In Colombo gibt es eine ganze Reihe indischer Juwelenläden, welche ihre Agenten auf alle den Hafen besuchende Schiffe senden. Die Preise sind sehr verschieden, je nach Geldbedürfnis, Nachfrage und nicht zuletzt nach dem Verständnis des Käufers. Mancher Unschuldsengel, der sich vom Glanz der in der hellen Sonne alikirnden Steine beeindruckt sieht, hat für teures Geld eine Ware erhalten, die ein anderer für einen Bruchteil des Kaufpreises erwerben kann. Das sind eben orientalische Geschäftspraktiken.

Doch der Handel in Edelsteinen ist gering gegen den großen Export in Kaffee, Tee, Kakao, Gewürzen, Chinatinte und getrockneten Kokosnüssen. Von letzteren gehen ganze Schiffsladungen nach Europa, um das wichtigste Rohprodukt für Öl-, Margarine- und Seifenfabrikation zu stellen.

Einfache Erklärung.

Friedrich Georg von Struve, der berühmte Astronom, war unter dem Zaren Alexander II. kaiserlicher Staatsrat und Direktor der Petersburger Sternwarte.

Eines Tages führte er den Großfürsten Michael, Bätersens Bruder, mit einer Schar von Höflingen durch die Räume und Sammlungen des Instituts, zeigte die mächtigen Odulare, hielt kurze, erläuternde Vorträge an wissenschaftlichen Tafeln und bemühte sich mit wenig Erfolg, den Herren eine Materie verständlich zu machen, die sie doch nicht fassen konnten.

Da er aber kurz zuvor über einem wichtigen Problem gearbeitet hatte, das ihm schon seit Wochen zu denken gab, war er nicht ganz bei der Sache und schien etwas verwirrt. Das wunderte nur die Anwesenden, welche alaupften, der gelehrte Staatsrat gehe Scheu vor ihrer eigenen, glänzenden Gesellschaft, vor den prunkenden Uniformen und nicht zuletzt vor der Person des kaiserlichen Bruders.

Fürst Urusow, ein taktvoller Kosak, sprach dem Großfürsten darob sein Erstaunen aus, denn er wußte, daß der

Kenner Sievne überzeugt es nur, so diese Sterne am un-
rechten Platz zu leben!"
Die Herren lächelten läß-sauer.

S. S.

Neue Bücher

* Leo Tolstoi: "Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoi". (Rotafel-Verlag, Zürich.) Es gibt zahlreiche Briefwechsel Tolstois mit Persönlichkeiten aus aller Welt. Was unter ihnen den vorliegenden auszeichnet und ihm seine Sonderberechtigung gibt, ist die eine große durchgehende Linie, auf der er sich fast die ganzen 46 Jahre seiner Dauer bewegt: Tolstois religiöse Einstellung und Entwicklung, sein Gewissenstropf um den eigenen Glauben, gegen das kirchliche Dogma. Aber um diesen religiösen Kern gruppiert sich eine Fülle lebendigster Bilder aus dem Leben auf Tolstois Gut auf der einen und dem Leben am kaiserlichen Hof in Petersburg auf der andern Seite. Die wechselnden Interessen Tolstois, sein Suchen nach Quellenmaterial für seine Werke, sein selbstloses Eintreten für Unglückliche und Verfolgte, seine Bemühungen um Volksbildung und soziale Besserungen — alles spiegelt sich in diesen Briefen, die als Dokumente seiner ganzen Entwicklung eine direkte, unmittelbar überzeugende Sprache reden. Tolstoi hat selber diesen Briefwechsel seine beste Autobiographie genannt.

* Paul Langenscheidt: "Seine Freundin". Roman. (Verlag Dr. P. Langenscheidt, Berlin W. 57.) Als Paul Langenscheidt vor etwa Jahresfrist starb, hinterließ er ein von ihm selbst als druckreif bezeichnetes Romanmanuskript mit dem Titel "Seine Freundin", das der Verlag jetzt veröffentlicht hat. Wie auch in seinen anderen Romanen schildert der genannte Verfasser in diesem seinen neuesten Werke die Menschen so, wie sie wirklich sind, mit allen ihren Schwächen und Vorzügen, so, wie wir sie hundertmal erlebt haben und sie täglich in und um uns erleben.

* Lafcadio Hearn: "Bidafari". Erzählungen aus allen Welten. (Grethlein u. Co., Leipzig.) Lafcadio Hearn führt uns in viele Welten, überall in seiner feinen, künstlerischen Art interessante, seltsames rasch erschauend, Bedeutendes besinnlich betrachtend. Aus der alten Welt der Märchen, Mythen und Legenden, aus der neuen der modernen Großstädte oder der amerikanischen Rassenkämpfe einer jüngsten Vergangenheit weiß er zu erzählen, von Menschen, Tieren und Gespenstern, von harter, unerbittlicher Lebenswirklichkeit im sozialen Elend der niedrigsten Schichten oder der gleichgültigen, fülllosen Natur. Bunt und wechselnd wie die Stoffe ist auch die Darstellung. Wer an Märchen, Abenteuern, Reisen, kurz, an der Mannigfaltigkeit sich zu erfreuen vermag, wird diesen Band mit Freude lesen.

* Georg Hugh Banning: "Im Zauber mei-kanischer Gewässer" mit 69 Abbildungen auf Tafeln und 1 Karte. (G. A. Brockhaus, Leipzig.) Sehnsucht nach unberührten Orten", nach "Inseln des Reichs" hatte Banning einst betrieben, sich als gemeinsamer Matrose auf einem in die Südsee bestimmten Segelschiff anheuern zu lassen, vom heißen Wunsch durchdrungen, daß es irgendwo Schiffbruch leiden würde. "Wo das geschah, darauf kam es nicht an, solange es eine gottverlassene Ortslichkeit war, die das Wasser allseits umgab. Aber", fährt Banning fort, "das Unglück verfolgte mich". Der Schiffbruch blieb aus, man lief nur "interessante" Inseln an wie Dabu und Tahiti. Endlich wurde ihm der Wunsch vieler Jahre erfüllt, er wurde zweiter Steuermann und Gast auf dem "Belero II.", der ersten Dieselschiff mit elektrischem Antrieb an der pazifischen Küste. Ihr Eigentümer hatte sie für eine Entdeckungsfahrt in die mexikanischen Gewässer besonders bauen lassen. Hier war der Mann nach dem Herzen Bannings, der Bestker eines prachtvollen Fahrzeugs, der Mann mit der Sehnsucht nach unberührten Orten. Die Yacht besucht unter anderem Guadalupe, Clarion, Socorro, Las Tres Marietas, Isabel, Carmen und San Josef, alles Inseln, die abseits der gewohnten Straße liegen. Teufelstöchen, Wale, Tintenfische, Delphine, Seehundkröten, Grotten und Höhlen, Schweins- und Schwertfische, seltsame Vögel, Salzeen, eine Feigenwildnis, die ganze Wunderwelt dieser untereinander so verschiedenen Inseln schildert uns Banning in seinem Werk. Ein Autor, der versteht, ein Buch zu schreiben, das Temperament, Freude

* "Der Sterns-Wahn und Weisen" untersucht in seit Jahrtausenden das heilige Streben der Menschen und ihrer besten Röge gewesen. Nur wenigen Auserwählten war es in früherer Zeit vergönnt, dieses beispielige Schauen und wissende Erkenntnis in einem einzigen Erlebnis zu umfassen, das Mensch und Kosmos ineinander schmilzt. Hier greift ein Werk ein, den Suchenden zu führen. Nicht allzu groß an Umfang, aber dennoch ein gewichtiges Buch. In zweiter, vollständig neu durchgearbeiteter Auflage legt es uns soeben R. Voigtländer's Verlag in Leipzig in muster-günstiger Ausstattung vor: M. Walter: "Der Sterns-Wahn und Weisen", mit 110 Abbildungen im Text und 60 Einzelbildern auf 15 Kunstdrucktafeln. Nach dieser Schrift des längst durch seine reiche Tätigkeit als Mitarbeiter erster Blätter und als Verfasser vieler Bücher bekannt gewordenen Verfassers und Privatgelehrten schon in ihrer ersten, 1924 erschienenen Auflage mit Recht für sich in Anspruch, ein ausgezeichnetes, ja einzigartiges Werk genannt zu werden, so hat M. Walter in der Neugestaltung sich selbst übertroffen und in jeglichem Kleinsten Abschnitt durch die Bearbeitung den wissenschaftlichen Gehalt und Wert des Buches gesteigert. Die neuesten Forschungsergebnisse, bis zum Stande vom 1. Juni 1926, sind berücksichtigt. Und Deutsch geschrieben ist Max Walters Werk! Kein anderes sternenskundliches Buch kann sich darin mit ihm vergleichen. Raum irgendwo blieb noch ein Fremdwort stehen.

* "Deutsches Musikalbuch", herausgegeben von Rolf Cuna. (Verlag Th. Neumannsgrone, Essen.) Zum viertenmal erscheint dies Jahrbuch und bringt wieder eine Fülle von Anregung und Belehrung. Von den sonst kibischen musikritischen Jahres-Rückblicken aus allen deutschen Musikkästen ist diesmal Abstand genommen. Mit Recht: sie waren beim Erscheinen des Jahrbuches doch schon — verjährt. Aus den vielen wertvollen Gaben des vorliegenden Bandes seien nur einzelne hervorgehoben. "Aufstieg" von Dr. W. Courvoisier: namentlich der deutschen musikalischen Jugend zu Liebe geschrieben. "Richard Strauss und Alexander Ritter" von S. v. Hausegger: eine Erinnerung an den innigen Freundschaftsbund dieser beiden Künstler. "Das Zeitmaß bei Bach" von Gerh. v. Reußler: außerordentlich wichtig für Bach-Spieler, Bach-Sänger, Bach-Dirigenten, und überhaupt für alle Bach-Freunde. "Orchesterjorgen" von Rob. Herntied: namentlich der Ansporn zur Schaffung hochstehender Unterhaltungsmusik für das Publikum — gibt zu denken. "Opernnoten" von Alex. Schum: der Intendant, Operndirektor oder Generalmusikdirektor soll gegen den Oberspielleiter wieder mehr zurücktreten. "Weibliche Tanzkunst" von Marx Wigmann: "sie wollen alle tanzen, die Mädchen der Gegenwart, und wissen selten warum", — darum lese man, was Marx Wigmann sagt. "Kleine Geschichten von großen Leuten" von Siegf. Ochs: reizende Erinnerungen an Brahms, Bruckner, Bülow, Bechstein; den letzteren hatte der wichtige Konzertagent Hermann Wolff einmal prophetisch gesagt: wenn Bechstein einst in den Himmel kommt, so wird der heil. Petrus die lieben Englein sofort warnen, "Flügel weg! Der Bechstein kommt!" . . . Ernsthafe Beachtung verdient auch der Aufsatz "Männerchorwesen — Männerchor-unwesen" von Kapellmeister Lothar Band: berechtigte Stellungnahme gegen die Unsitte der vielen Festfeiern mit Vereins-Wettstreiten, das Konzertieren der vielen kleinen Vereine usw. Kulturarbeit — so mein Band — leistet man in stiller, steter Arbeit in seinem Kreise. Über die diesjährigen Musikkäste berichtet in seiner schlagfertigen Weise der Herausgeber Rolf Cuna; und Prof. W. Altmann gibt eine Übersicht über die wichtigeren — nicht über alle — Musikalien und Musikbücher seit 1923. O. D.

* "Das Konkursverfahren". Eine Anleitung für den Verlehr mit dem Konkursgericht zum praktischen Gebrauch für jedermann. Mit 40 Musterformularen, von W. Kurt Schaldach. (Industrieverlag Spach u. Linde, Berlin W. 10.) Das vorliegende Büchlein will dem Bedrängten zur Seite stehen. Durch eine kurz und gemeinverständlich gehaltene Darstellungsweise, insbesondere durch die beigegebenen Muster zu Anmeldungen, Eingaben usw. soll es ein Führer durch die gesamte Konkursmaterie sein.

* "Das Schaumweinsteuergesetz" vom 31. März 1926 sowie die Durchführungsbestimmungen zum Schaumweinsteuergesetz vom 11. Juni 1926 und die Schaumwein-Nachsteuerordnung vom 5. Juni 1926, erläutert von Reichsfinanzrat Dr. iur. Mathatius. (Georg Stille, Berlin NW. 7.) Für Schaumweinhersteller und Händler einen zuverlässigen Ratgeber, der ebenso den mit der Anwendung des Gesetzes betrauten Beamten sehr willkommen sein wird.